

PETER EISENBERG

## B1 Grundlagen der deutschen Wortschreibung

### 1 Was behandelt wird

Ein Text in geschriebenem Deutsch besteht in erster Linie aus einer Folge von Wortformen, die durch Spatien (Wortzwischenräume) und Satzzeichen (Bredel, B4) voneinander getrennt sind. Die einzelne Wortform besteht ihrerseits aus einer Folge von Buchstaben des lateinischen Alphabets. Der vorliegende Artikel behandelt die Frage, nach welchen Regularitäten die Buchstaben angeordnet sind. Dabei geht es allein um die Buchstabenfolge selbst: Sie ist als Basis der Wortschreibung anzusehen.<sup>1</sup> Nur wenn man über sie verfügt, kann man auch darüber streiten, ob etwas **eine** Wortform ist oder nicht zwei oder gar drei (Getrennt- und Zusammenschreibung) oder ob der erste Buchstabe der Form ein Großbuchstabe sein sollte (Groß- und Kleinschreibung). Beide Themen werden in je eigenen Artikeln behandelt (Fuhrhop, B3; Günther/Gaebert, B2). Substantivische Formen schreiben wir im Folgenden groß, um ihnen ihre normale Gestalt zu lassen, auch wenn die Großschreibung selbst nicht besprochen wird. Vorausgesetzt ist, dass wir wissen, was als eine zusammenhängende Wortform anzusehen sei. Zu diesen Wortformen werden auch trennbare Verben wie *weggehen* (*gehen weg*) oder *auftreten* (*treten auf*) gezählt, aber immer in ihrer zusammenhängenden Form. Unberücksichtigt bleibt, dass es im Deutschen verschiedene Typen von nichtalphabetischen Zeichen gibt, zu denen einerseits wortinterne wie Bindestrich und Apostroph gehören, andererseits die echten Satzzeichen wie Komma und Punkt sowie drittens schließlich sog. Logogramme wie Ziffern und die zahlreichen Sonderzeichen vom Typ %, &, § usw. (zum graphematischen Wort weiter Fuhrhop 2008).

Wenn davon die Rede ist, das Deutsche verwende wie viele andere Sprachen eine Variante des lateinischen Alphabets und mithin eine Alphabetschrift, dann unterstellt man in der Regel eine systematische Beziehung zwischen Buchstaben und Lauten. Einer solchen Feststellung folgt dann meistens gleich eine weitere, die besagt, dass es den systematischen Bezug aus vielerlei Gründen nur in eingeschränktem Maß geben könne. Sehr häufig, wenn nicht im überwiegenden Teil

<sup>1</sup> Der vorliegende Artikel möchte die Grundlagen der Wortschreibung erläutern, indem er darlegt, nach welchen Prinzipien Grapheme innerhalb von Wortformen regelhaft kombiniert werden. Er kann keinesfalls alle Einzelheiten dieses Themas besprechen und etwa eine umfassendere Einführung ersetzen. Dazu wird verwiesen auf Maas 1992, Eisenberg 2013 (etwas gerafft in Duden 2009), Dürscheid 2006 und Fuhrhop 2009.

auch neuerer Arbeiten zur deutschen Orthographie, wird dies als Mangel im Sinn von teilweise fehlender Systematik verstanden. Man stellt sich vor, dass eine seit Jahrhunderten verschriftete „natürliche“ Sprache allerlei historischen Ballast mit sich schleppe, der die Regelhaftigkeit ihrer Schreibungen beeinträchtigt. Diese Sicht ist nicht einfach falsch, aber sie trifft in weit geringerem Maß zu, als die *opinio communis* annimmt.

Um zu verdeutlichen, in welchem Umfang das alphabetische Prinzip im Deutschen tatsächlich greift und welche anderen Prinzipien neben dem alphabetischen die Wortschreibung bestimmen, ist eine Reihe von sachlichen und terminologischen Vereinbarungen nützlich. Die erste betrifft, was man die Grundebene eines einzelsprachlichen Schriftsystems genannt hat (Eisenberg 1996).

Die Grundebene des chinesischen Schriftsystems ist das Morphem, das häufig den Umfang eines Wortes hat: Grundformen des chinesischen Systems tragen Bedeutung. Das Zeichen 彼 bedeutet 'der Andere' und wird im Mandarin [bi:] gesprochen. Das Zeichen 得 bedeutet etwas wie 'muss so sein' und wird im Mandarin [dɛ] gesprochen. Beide Zeichen finden aber auch als Silbenzeichen Verwendung, beispielsweise wenn fremde Namen geschrieben werden, für die es im Chinesischen kein Zeichen gibt. Die Zeichenfolge 彼得 mit der Lautfolge [bi:dɛ] steht dann für den deutschen Vornamen *Peter* (allerdings in etwas anglisierter Aussprache, wir würden ja transkribieren [pɛ:tɛ]<sup>2</sup>). Logographische Schriftzeichen dienen nach dem sog. Rebusprinzip bei Bedarf als Silbenzeichen. Ihrer Verwendung als logographische Grundzeichen tut das keinen Abbruch. Die Grundebene des chinesischen Schriftsystems ist und bleibt logographisch.

Was am Chinesischen illustriert wurde, gilt im Prinzip für alle Schriftsysteme, auch für alphabetische. Die Grundebene des deutschen Schriftsystems ist alphabetisch, seine Grundformen sind oder bestehen aus Buchstaben und heißen dann Grapheme. Welche das sind, besprechen wir in Abschnitt 2. Im Augenblick geht es um die Feststellung, dass alphabetische Grundzeichen, genauso wie die logographischen und silbischen anderer Schriftsysteme, einerseits entsprechend ihrer alphabetischen Rolle verwendet werden, andererseits aber auch in anderen Funktionen vorkommen können. Wortformen wie *Ton* [to:n] oder *Hof* [ho:f] sind Laut für Laut alphabetisch geschrieben. Jedem Laut entspricht ein Graphem, hier sogar genau ein Buchstabe. Das gilt insbesondere auch für das *h* in *Hof*. Ihm entspricht der Laut [h]. Dagegen ist das *h* in *Lohn* [lo:n] oder *Sohn* [zo:n] nicht alphabetisch verwendet. In *Hohn* [ho:n] kommen beide *h* vor, das alphabetische und das nichtalphabetische.

<sup>2</sup> Alle Transkriptionen erfolgen mit dem Zeicheninventar und gemäß den Konventionen des IPA (IPA 1999). Dabei setzen wir die phonologischen bzw. phonetischen Formen immer in eckige Klammern [ ] und nicht in Schrägstriche //. Wir sprechen allgemein von Sprachlauten und gelegentlich von Phonemen, können auf den Phonembegriff selbst aber nicht eingehen. Wie weit die Wortschreibung des Deutschen tatsächlich phonemisch basiert ist, bleibt eine weitläufige und offene Frage (z.B. Bierwisch 1972; Eisenberg 1988; Günther 1988).

sche (zum Dehnungs-*h* weiter Abschnitt 3). Trotz nichtalphabetischer Verwendbarkeit einiger graphematischer Grundformen hat das Deutsche eine Alphabetschrift.

Für Alphabetschriften spielt der Lautbezug von Grundformen eine besondere Rolle, deshalb muss geklärt sein, was unter der Lautform oder Aussprache einer Wortform zu verstehen ist. Im Deutschen kann ein Wort auf sehr unterschiedliche Art und Weise ausgesprochen werden, je nachdem, ob man der Standardlautung, einer Umgangslautung oder einer Dialektlautung folgt. Als Bezugsgröße für die Erfassung des Verhältnisses von Lautform und Schriftform wählt man im Allgemeinen die sog. Explizitlautung. Man erhält sie, wenn die Wortformen einzeln, mit Normalbetonung, unter Berücksichtigung aller vorhandenen Laute und mit vokalischem Kern für jede Silbe ausgesprochen werden (Duden 2009, 51 ff.). Die Explizitlautung entspricht dem, was Ferdinand de Saussure treffend das Lautbild genannt hat, das wir als lautliche Idealform im Kopf haben, das wir aber beim Sprechen auf vielfältige Weise abwandeln. Natürlich ist die Explizitlautung in einer Sprache mit entwickeltem alphabetischen Schriftsystem von der geschriebenen Form beeinflusst. Wie es dazu kommt und in welchem Maß es der Fall ist, beschäftigt uns nicht. Wir sehen Schriftform und Explizitlautung als gegeben an und fragen nach ihrem Verhältnis. Nur darum geht es.

Wie man die Wortschreibung einer Sprache fundiert und was man dabei zu berücksichtigen hat, hängt schließlich davon ab, welcher Teil des Wortschatzes beschrieben werden soll. Der Wortschatz des Deutschen kann auf Millionen Wörter ausgedehnt werden, wenn man etwa bestimmte Fachterminologien und Fremdwörter einschließt. Allerdings bleibt es dabei, dass die Schreibregularitäten für größere Wortschätze erst zu verstehen sind, wenn man die Regularitäten für die Schreibung des Kernwortschatzes kennt. Der Kernwortschatz umfasst die nativen, ins grammatische System vollständig integrierten Wörter. Unter ihnen spielen die mit einfachen Wortstämmen noch einmal eine besondere Rolle, also z. B. *Licht* gegenüber *Licht+ung*, *gelb* gegenüber *gelb+lich* und *lauf+en* gegenüber *zer+lauf+en*.<sup>3</sup> Das Deutsche verfügt im Kernwortschatz über ungefähr 8.000 einfache Stämme, deren weitaus größter Teil substantivisch, adjektivisch oder verbal ist (Eisenberg 2013, 34 ff.). Diese drei Wortklassen sind prinzipiell offen, d. h. sie sind nicht nur umfangreich, sondern sie werden durch Entlehnung und Wortbildung immer umfangreicher. Außerdem gehören sie zu den Flektierenden, und die Flexion spielt eine überaus wichtige Rolle für die Wortschreibung. Aufgrund dieser beiden Eigenschaften stellen sie so etwas wie den Kern des Wortschatzes dar. Das bedeutet natürlich in keiner Weise, die Bedeutung von Adverbien, Pronomina, Konjunktionen, Präpositionen und Partikeln gering zu veranschlagen. Aber wer etwa Substantive, Verben und Adjektive richtig schreibt, kommt im Prinzip zurecht. Wer nur die übrigen

<sup>3</sup> Das Verb *laufen* enthält den einfachen Stamm *lauf* und dazu die Infinitivendung *en*, die als Flexions-, nicht als Wortbildungseinheit gilt. Deshalb gehört dieses Verb zu den Wörtern mit einfachem Stamm.

Wortklassen richtig schreibt, kommt keinesfalls zurecht. Auch aus diesem Grund ist es sinnvoll, die Grundlagen der Wortschreibung an den offenen, flektierenden Wortklassen zu entwickeln.

Unser nächster Schritt wird also darin bestehen, eine Menge von Graphemen auszuweisen, mit deren Hilfe eine möglichst umfangreiche Klasse von substantivischen, adjektivischen und verbalen Wortformen mit einfachen Stämmen rein alphabetisch geschrieben wird. Da solche Schreibungen auf der Beziehung zwischen Lauten (Phonemen) und Graphemen beruhen, spricht man auch von phonographischen Schreibungen.

## 2 Alphabetisch: phonographische Schreibungen

Für phonographische Schreibungen von Wortformen des Kernwortschatzes lässt sich ein Inventar an Graphemen etablieren, das zum größten Teil aus einfachen Buchstaben des Alphabets, zum geringeren aus Buchstabenfolgen, abgewandelten oder ganz neuen Buchstaben besteht. Wir geben ein Inventar wieder, das so oder ähnlich an vielen Orten in der neueren Literatur zu finden ist und kommentieren es in aller Kürze. Wie ein solches Inventar ermittelt wird und wo seine Probleme liegen, ist in der Literatur ausführlich erörtert (Günther 1988; Eisenberg 1988; 2006, 305 ff.).

### (1) Konsonantengrapheme

<i>p</i>	<i>t</i>	<i>k</i>	<i>b</i>	<i>d</i>	<i>g</i>	<i>f</i>	<i>β</i>	<i>s</i>	<i>w</i>	<i>j</i>
[p]	[t]	[k]	[b]	[d]	[g]	[f]	[s]	[z]	[v]	[j]
<i>h</i>	<i>m</i>	<i>n</i>	<i>l</i>	<i>r</i>	<i>z</i>	<i>ng</i>	<i>qu</i>	<i>ch</i>	<i>sch</i>	
[h]	[m]	[n]	[l]	[r]	[ts]	[ŋ]	[kv]	[ç,x]	[ʃ]	

Zu den Konsonantgraphemen gehören die Buchstaben des lateinischen Alphabets bis auf *c*, *q*, *v* und *x*. Dabei fehlt *q*, weil es nur in Verbindung mit *u* vorkommt. Die drei übrigen Buchstaben finden vor allem in Fremdwörtern Verwendung. Im Kernwortschatz haben sie als besondere (markierte) Schreibungen zu gelten. Das gilt auch für *v*, obwohl es in einigen häufigen Wörtern des Kernwortschatzes auftritt (*vor*, *von*, *viel*, *Vater* und im verbalen Präfix *ver*). Eine Besonderheit des Deutschen ist das *β*, dem stimmloses [s] entspricht. Mehrgraphen (Buchstabenfolgen), die **einem** Laut entsprechen, sind *ch* (*sicher*, *machen*) und *sch* (*schön*, *waschen*). Dem *z* korrespondiert die Lautfolge [ts] (*Kerze*, *zaudern*). Der velare Nasal [ŋ] wird im Normalfall als Buchstabenfolge *ng* wie in *Ring* [Rɪŋ] geschrieben.

## (2) Vokal- und Diphthonggrapheme

<i>a</i>	<i>e</i>	<i>i</i>	<i>ie</i>	<i>o</i>	<i>u</i>	<i>ä</i>	<i>ö</i>	<i>ü</i>	<i>ei</i>	<i>au</i>	<i>eu</i>
[a,ɑ:]	[ɛ,e:]	[i]	[i:]	[ɔ,o:]	[u,u:]	[æ:]	[œ,ø:]	[y,y:]	[ai]	[au]	[ɔi]

In den meisten Fällen entspricht einem Vokalgraphem ein Paar von Vokalen, nämlich ein ungespannter kurzer sowie ein gespannter langer (*kalt – schal* [kalt – ʃɑ:], *gelten – beten*, *Loch – Lot* usw.). Diese Repräsentation der Vokalopposition ist nicht unumstritten, aber sie hat ihre Vorteile. Vor allem den, dass man so auch die Schreibung vieler Fremdwörter gut darstellen kann. Zum *i* gibt es als reguläre Schreibung des gespannten Langvokals das *ie* (*Strich – Stier*). Es ist der einzige Fall dieser Art im Deutschen. Umstritten bleibt, ob man für das *ä* einen besonderen Vokal ansetzen soll. Wenn ja, wäre das ein sehr offenes [æ]. Auch über die Repräsentation der Diphthonge wird gestritten. Wir können an dieser Stelle nicht mehr tun, als die Probleme zu benennen und auf die Literatur zur Einführung und Übersicht (vgl. Fn. 1) verweisen.

Der Anteil von Wortformen, die phonographisch geschrieben werden, ist erheblich. Er lässt sich abgrenzen, wenn man den Formenbau im Kernwortschatz insgesamt betrachtet. Bei den morphologisch einfachen Stämmen sind zwei Typen dominant, nämlich der Einsilber und der Zweisilber. Sie finden sich in allen drei offenen flektierenden Klassen:

- (3) Phonographische Schreibungen, einfache Wortstämme
- substantivisch: *Fisch*, *Tür*, *Tuch*, *Schlager*, *Wagen*, *Dame*, *Kabel*
  - adjektivisch: *groß*, *bunt*, *zart*, *müde*, *offen*, *dunkel*, *munter*
  - verbal: *geb+en*, *lauf+en*, *zeichn+en*, *atm+en*, *zöger+n*, *bügel+n*

Die Einsilber bestehen im Gesprochenen aus einer Silbe mit Vollvokal als Kern („Vollsilbe“). Bei den Zweisilbern kommt eine Reduktionssilbe dazu. Diese enthält bei Explizitlautung als Kern den Vokal [ə], das Schwa, auch Reduktions- oder Murnelvokal genannt, z. B. [vu:ɡəʃn], [dɑ:mə]. Schwa ist niemals betont, der prototypische Zweisilber besteht deshalb aus einer betonten gefolgt von einer unbetonten Silbe. Er ist trochäisch. Schwa ist für die Formen des Kernwortschatzes auch insofern von Bedeutung, als es der einzige Vokal in Flexionsendungen ist. Geschrieben wird er als ⟨e⟩. Dieses *e* kann als ein Silbenmarkierer auch in solchen Fällen aufgefasst werden, in denen man bei Standardlautung kein Schwa oder überhaupt keinen Vokal hört. So spricht man *Schlager* als [ʃlɑ:ɡv], *Kabel* als [kɑ:b] usw. Solche Formen bleiben immer zweisilbig, haben aber bei Standardlautung in der zweiten Silbe nichts, was direkt auf *e* in der geschriebenen Form bezogen werden kann.

Allgemein gilt nun, dass ein flektierendes Wort des Kernwortschatzes, das einsilbige Flexionsformen enthält, immer auch zweisilbige aufweist. Die Zweisilber enthalten dann in der zweiten Silbe ein Schwa, im Geschriebenen ein *e*. Eine große

Zahl von ihnen ist phonographisch geschrieben, auch wenn das für den Einsilber nicht gilt. Beispiele:

- (4) Phonographische Schreibungen, zweisilbige Flexionsformen
- a. substantivisch: *Zwerg – Zwerges, Dieb – Diebe, Burg – Burgen, Lied – Lieder*
  - b. adjektivisch: *karg – karges, grob – grobe, mild – milder*
  - c. verbal: *lagst – lägest, liegt – lieget, heb – heben, fand – fanden*

In den einsilbigen gesprochenen Formen wird jeweils eine Auslautverhärtung vollzogen. Wir sagen beispielsweise [di:p, fant], obwohl wir *Dieb* und *fand* schreiben (Abschnitt 4). Der Zweisilber liefert mit seiner phonographischen Schreibung das „richtige“ Konsonantgraphem. Er ist in der Didaktik als ein Typ von Lang-, Explizit- oder Stützform bekannt und von besonderem Interesse, eben weil er phonographisch geschrieben wird. Fazit: Ein großer Teil der einsilbigen und ein noch größerer der zweisilbigen Flexionsformen folgt dem alphabetischen Prinzip.

### 3 Silbisch: die Form der Schreibsilbe

Spricht man von Silben und kennzeichnet den Begriff nicht näher, dann meint man erst einmal eine Einheit des Gesprochenen, die Sprechsilbe. Sie gliedert Wortformen in artikulatorisch-prosodische Grundeinheiten. Silben können betont oder unbetont sein, sie sind Träger von Akzenten. In ihnen sind die vorkommenden Laute zu Einheiten integriert und regelrecht miteinander verschmolzen dergestalt, dass bei genauem Hinhören beispielsweise nicht ein Konsonant [ʀ] wahrgenommen wird, sondern ein bestimmtes [ʀ] vor dem Vokal [ɪ] wie in *Ring*, ein anderes [ʀ] nach dem Vokal [ɪ] und vor dem Konsonanten [t] wie in *Wirt* usw. Das [ʀ] als solches ist eine Abstraktion von den Vorkommen in verschiedenen Silbenpositionen. Deshalb wird mit guten Gründen die Auffassung vertreten, nicht Laute seien die Grundeinheiten des gesprochenen Wortes, sondern Silben (Maas 2007). Das Wahrnehmen von Lauten als Segmente ist dann historisch auf die Verschriftung einer Sprache mit Alphabetschrift zurückzuführen und spiegelt sich deshalb auch in schriftnahen Artikulationsweisen wie der Explizitlautung. In diesem Sinne „hat“ eine Sprache wie das Deutsche heute tatsächlich Laute. Man tut aber gut daran, die überaus wichtige Rolle der Silbe nicht aus den Augen zu verlieren.

Bei Explizitlautung besteht jede Wortform aus mindestens einer Silbe, sie hat einen Vollvokal als Kern. Bei Mehrsilbern erfassen wir die Silbenstruktur insofern intuitiv, als wir sagen können, wie viele Silben eine Form enthält: [mit] *mit* hat eine Silbe, [kø:nɪç] *König* hat zwei und [holundɐ] *Holunder* hat drei Silben.<sup>4</sup>

<sup>4</sup> Silbengrenzen werden in der transkribierten Wortform mit einem tiefgestellten Punkt, in der geschriebenen durch den üblichen Trennungsstrich markiert. Eine systematische Darstellung der Regeln zur Silbentrennung streben wir an dieser Stelle natürlich nicht an.

Meistens wissen wir auch sofort, wo die Silbengrenze liegt. Wir erhalten [kø:.nɪç] *Kö-nig*, [ho.løn.dɐ] *Ho-lun-der* und weiter [ne:.mən] *neh-men*, [fy:.lən] *füh-len*, [ru:.ɔ] *Ru-he*, [ge:.ən] *ge-hen* sowie [brʊmən] *brum-men* und [bitən] *bit-ten*.

Die zuletzt angegebenen Schreibungen zeigen etwas für das Deutsche Wichtiges und Charakteristisches. Was im Geschriebenen einer Silbe entspricht, kann vom segmentalen Bau her ganz anders aussehen als im Gesprochenen. Ein *h* wie in *Ruhe* oder *nehmen* hat keine lautliche Entsprechung, es ist eben „stumm“. Und wo in *brummen* zwei *m* stehen, hat das gesprochene Wort nur einen Konsonanten [m], der zu den beiden Silben gehört und ein Silbengelenk bildet. Nimmt man diese und die weiteren Abweichungen von der phonographischen Schreibung zusammen, dann erweist sich die Schreibsilbe als weitaus stärker regularisiert und schematisiert als die Sprechsilbe. Das ist vor allem für das Lesen wichtig. Das Auge erfasst die Wortgestalt umso schneller und leichter, je konstanter die wiederkehrenden Formen und Formbestandteile sind. Der silbische Anteil unserer Wortschreibung ist hoch. Wir besprechen im Folgenden als prominentesten Fall die sog. Dehnungs- und Schärfungsschreibungen, wie sie beim stummen *h* und beim Silbengelenk in Erscheinung treten.

**Das Dehnungs-*h*.** Im Kernwortschatz wird ein betonter Vokal in offener Silbe, also einer Silbe ohne Konsonanten nach dem Vokal, im Allgemeinen lang gesprochen. Das zeigt sich an Formen wie [bø:tɔ] *Bote*, [lo:zɔ] *lose* und [lo:bən] *loben*. Sie haben eine offene erste Silbe, deshalb wird das *o* der geschriebenen Form lang gelesen, ohne dass dies besonders angezeigt werden müsste. Dasselbe gilt für [hɑ:rɔ] *Haare*, [me:rɔ] *Meere* und [bø:tɔ] *Boote*. Auch hier ist der Vokal der ersten Silbe lang. Die Verdoppelung des Vokalbuchstaben ist eigentlich überflüssig. Würden wir *Hare*, *Mere*, *Bote* schreiben, wäre der Vokal der ersten Silbe trotzdem lang zu lesen.

Beim Dehnungs-*h* liegen die Dinge nicht anders. Die Schreibung von Formen wie [bɑ:rɔ] *Bahre*, [rɑ:mən] *Rahmen*, [vɑ:rən] *wahren*, [lɑ:mən] *lahmen*, [ma:lən] *mahlen*, [ma:nən] *mahnen* weist ein Dehnungs-*h* auf. Dessen Aufgabe ist aber nicht, die Dehnung des vorausgehenden Vokals anzuzeigen. Das Dehnungs-*h* steht bei Silbentrennung am Ende der ersten Silbe (*Bah-re*, *lah-men*) und wird deshalb treffender auch silbenschießendes *h* genannt. Es steht nur, wenn dem betonten Vokal der ersten Silbe ein einzelnes [r, l, n oder m], also ein Konsonant aus der Gruppe der Sonoranten folgt. Und es steht lediglich in der Hälfte aller Wörter, in denen es stehen könnte. Beispielsweise steht es nicht in *Ware*, *Dame*, *klares*, *scha-ler*, *malen*, *kramen*, was ja erneut zeigt, dass man ohne *h* richtig liest.

Noch niemandem ist gelungen, Regeln dafür zu formulieren, wann das Dehnungs-*h* genau steht. Man kann aber Tendenzen angeben. Das Dehnungs-*h* steht eher dann, wenn die Schreibsilbe insgesamt kurz ist, und eher nicht, wenn sie sowieso

schon lang ist wie z.B. in *Strö-me*, *Schwä-ne*, *schwe-res*, *schwü-ler*. Außerdem steht es statistisch häufiger in Verbformen als in Substantivformen.

Über die Gründe für das Auftreten des Dehnungs-*h* ist viel gerätselt worden. Eine einfache Antwort wäre, dass ein Sonorant im Einsilber meist direkt oder nach dem Vokal und deshalb häufig am Anfang komplexer Endränder steht. Solche Silben haben in der Regel einen Kurzvokal, vgl. *Markt*, *Sand*, *ernst*, *dumpf*. Die Funktion des *h* bestünde im Hinweis, dass trotz eines Sonoranten lang zu lesen ist. Es würde der raschen Informationsentnahme beim Lesen dienen. Deutungen dieser Art sind aber auch in Zweifel gezogen worden (Primus 2000). Mit Georg Christoph Lichtenberg können wir immerhin festhalten: „Nützt’s nichts, so schad’s auch nichts.“ Nur muss man eben lernen, wo das *h* steht.

**Das silbenöffnende *h*.** Dieser zweite Typ von stummem *h* tritt im Kernwortschatz mit hoher Regelmäßigkeit auf. Notwendig und hinreichend für sein Vorkommen im prototypischen Zweisilber ist, dass in der gesprochenen Form einem betonten Vollvokal unmittelbar der Kern einer Reduktionssilbe (Schwa) folgt. [RU:ə] *Ruhe*, [my:ə] *Mühe*, [tsɛ:ə] *zähem*, [RO:ɐ] *roher*, [ze:ən] *sehen*, [vi:ə] *wiehern* werden alle mit silbenöffnendem *h* geschrieben. Es trägt seinen Namen, weil es bei Silbentrennung am Anfang einer (der zweiten) Schreibsilbe erscheint (*Ruhe*, *zä-hem*). Gelegentlich heißt es auch silbentrennendes *h*, weil es im Zweisilber zwischen den Silbenkernen steht. Bei Formen mit Diphthong tritt es im Allgemeinen nicht auf. Lediglich nach *ei* ist das möglich, wenn der Diphthong in der Grundform nicht am Wortende steht wie in *Reihe*, *Reiher*, niemals aber in Formen wie *Schreie*, *freies*.

Die Regeln für das Schreiben des silbenöffnenden *h* sind einfach und übersichtlich, auch über seine Funktion ist man sich relativ einig. Dieses *h* gibt Formen mit Vokalhäufungen ihr graphematisches Profil, statt *ziee* und *fliee* beispielsweise haben wir *ziehe* und *fliehe*. Das silbenöffnende *h* ist theoretisch von Interesse, weil es einen Fall von sog. Hiätüberbrückung im Geschriebenen darstellt, der keine Entsprechung in der Lautform hat. Ein Hiät (‘Kluft’) liegt vor, wenn zwei Silbenkerne unmittelbar aufeinandertreffen, was eine Form häufig artikulatorisch unbequem und auditiv unbestimmt macht. Deshalb kommt es im gesprochenen Wort gelegentlich zur Hiätüberbrückung. Ein Problem des silbenöffnenden *h* besteht ja darin, dass man es der korrekten Schreibung wegen im Orthographieunterricht manchmal mitspricht. Das wäre eine Form von Überlautung, die mit der Sprachwirklichkeit nichts zu tun hat. Standard- wie Explizitlautung sind [RU:ə] und [ze:ən], nicht aber [RU:hə] und [ze:hən].

**Gelenkschreibungen.** Ein Silbengelenk ist ein Konsonant, der zu zwei Silben gleichzeitig gehört, sie wie ein Gelenk verbindet. Im Deutschen ist das der Fall, wenn zwischen einem betonten Kurzvokal und einem unbetonten Vokal ein einzelner Konsonant steht. Welche Konsonanten Silbengelenk sein können, zeigt die folgende Liste.



## (5) Silbengelenke und ihre Schreibung

- a. Verdoppelung: [vatə] *Watte*, [mapə] *Mappe*, [kladə] *Kladde*, [rəbə] *Robbe*, [rɔgən] *Roggen*, [vafə] *Waffe*, [kasə] *Kasse*, [karə] *Karre*, [ramə] *Ramme*, [kanə] *Kanne*, [karə] *Karre*
- b. Andere Schreibungen: [tsaŋə] *Zange*, [vaxə] *Wache*, [kyçə] *Küche*, [vɛ:fə] *Wäsche*, [dɛkə] *Decke*, [katsə] *Katze*

In der Gruppe a. finden sich solche Gelenke, die zu einer Verdoppelung des jeweiligen Graphems („Gemination“) führen. Jede Schreibsilbe erhält ihr eigenes Konsonantgraphem. Anders als Sprechsilben überlappen sich Schreibsilben nicht. Das Gelenk ist sozusagen linearisiert, die geschriebene Form entspricht dem segmentalen Charakter der Schrift. Silbentrennung ergibt sich mit *Wat-te*, *Kan-ne* usw. auf höchst natürliche Weise.

Unter b. sind Fälle zusammengestellt, bei denen ebenfalls Gelenkschreibung vorliegt, diese aber nicht aus Zwillingsbuchstaben besteht. Bei *Zange*, *Wache*, *Küche*, *Wäsche* entspricht dem Konsonanten ein Graphem aus mehreren Buchstaben. Sonderfälle sind *ck* anstelle von *kk* sowie *tz* anstelle von *zz*. Dabei bleiben *ch*, *sch* und *ck* ungetrennt (*Wa-che*, *Kü-che*, *Wä-sche*, *De-cke*), während die beiden anderen getrennt werden (*Zan-ge*, *Kat-ze*).

Das Konzept der Gelenkschreibung ist nach wie vor nicht unumstritten, hat sich aber vor allem aus zwei Gründen mehr und mehr durchgesetzt. Einmal passt es gut in den umfangreichen Komplex von Schreibregularitäten, die silbisch begründet sind und auf dem prototypischen Zweisilber beruhen. Das ist ein erheblicher theoretischer Vorteil mit ebenso erheblichen praktischen Konsequenzen. Zweitens ergeben sich für den Gesamtwortschatz weniger Ausnahmen als bei anderen Konzepten. Formen *in*, *um*, *ob*, *mit* usw. sind nicht Ausnahmen, sondern reguläre Schreibungen. Dasselbe gilt für Formen wie *Karte*, *Kinder*; *buntes*, *stumpfer*; *wandern*, *klopfen* usw., deren lautliche Entsprechungen einen betonten Kurzvokal, aber eben kein Gelenk enthalten. Dies sind nur zwei Beispielgruppen von vielen, deren Schreibungen sich zwanglos richtig ergeben.

Schließen wir den Abschnitt über silbische Schreibungen mit einem Hinweis auf neuere Arbeiten zur in einem wörtlichen Sinn äußeren Form von geschriebenen Silben und damit Wortformen ab. Lange Zeit war man der Meinung, die Buchstaben des lateinischen Alphabets hätten keine Formmerkmale, die ihrer Stellung innerhalb von Schreibsilben entsprechen. Zwar war bewusst, dass die meisten Vokal- und Sonorantbuchstaben als Minuskeln weder Ober- noch Unterlänge haben und man deshalb bei Wörtern (hier Einsilbern) wie *krank*, *trumpf*, *frucht* von so etwas wie graphischer Obstruenz sprechen kann. Darüber wesentlich hinausgehende Annahmen konnten aber nicht fundiert werden. Versuche in dieser Richtung erschienen schon deshalb aussichtslos, weil das lateinische Alphabet in so vielen verschiedenen Sprachen verwendet wird. Um so überraschender war, dass Beatrice Primus (2006) nach genauer Analyse der Buchstabenformen für das Deutsche

weitreichende Hypothesen über eine Korrelation von Buchstaben- und Lautmerkmalen bei alphabetischer Schreibung formulieren konnte. Ihr Ansatz wurde inzwischen rein graphematisch weitergetrieben. Fuhrhop/Buchmann (2009) legen eine Analyse der Form von Buchstaben vor, die das Gesamtinventar in einer Formhierarchie („Längenhierarchie“) dergestalt ordnet, dass die Stellung eines Buchstaben in der Hierarchie direkt auf seine möglichen Positionen in der Schreibsilbe abbildbar wird. Bei einem so kleinen Inventar von Grundformen, wie wir sie im Alphabet vor uns haben, läuft dies auf ein rein strukturell fundiertes Patterning innerhalb des graphematischen Wortes hinaus, das wahrscheinlich von grundlegender Bedeutung für das automatisierte Lesen ist.

#### 4 Logographisch: Morphemkonstanz

Neben den Silben als artikulatorisch-prosodische spielen die Morpheme als bedeutungstragende Grundeinheiten die Hauptrolle für den Bau von Wörtern. Eine logographische Schrift bezieht ihre graphematischen Grundformen direkt und unabhängig von der Lautgestalt auf Morphembedeutungen. Wenn wir sagen, das Schriftsystem des Deutschen habe neben dem alphabetischen und silbischen auch einen logographischen Zug, dann meinen wir genau dies: Die geschriebene Form der Morpheme wird weitgehend konstant gehalten unabhängig davon, in welcher Weise und in welchem Umfang ihre Lautform variiert. Das damit aufgerufene morphologische Prinzip der Schreibung tritt grundsätzlich auf zweierlei Weise in Erscheinung, einmal als Konstanz gegenüber Aussprachevarietäten und zweitens als Konstanz gegenüber Lautvarianten innerhalb einer Varietät, in erster Linie innerhalb der Explizitlautung.

Für das gesprochene Deutsch unterscheidet man Lautvarietäten wie die Explizit-, Standard- oder Umgangslautung, um systematisch zu erfassen, wie in Abhängigkeit vom jeweiligen Kontext artikuliert wird. Schriftvarietäten in diesem Sinn gibt es nicht. Morpheme werden entsprechend ihrem Bau alphabetisch oder silbisch geschrieben und behalten diese Gestalt bei, auch wenn etwa ein Text geschrieben wird, der in Umgangslautung vorliegt. Das ist die erste Bedeutung des Terminus Morphemkonstanz. Das Kompositum *Gifttopf* beispielsweise hat bei Explizitlautung die Lautform [ɡɪfttɔpʃ], bei Standardlautung wird man vielleicht auch noch zwei ([tt]) an der Fuge ansetzen, keinesfalls aber bei Umgangslautung. Die Lautform ist [ɡɪftɔpʃ], d.h. die beiden [t] fallen zusammen. In der Schrift gibt es etwas Derartiges nur in wenigen Fällen. So schreiben wir die 2. Person Singular von *reisen* nicht als *du reisst*, sondern als *du reist*. Hier findet Reduktion statt, aber nicht entlang verschiedener Varietäten. Die Reduktion wird immer vorgenommen, die Konstanz der Wortform bleibt gewahrt. Im Normalfall schreiben wir jedoch ohne jede Reduktion Morphem für Morphem bis an den Rand der Pedanterie. Formen

wie *Fußballland*, *Kongresssumme* oder *Brennmessel*, aber auch *Rohheit* oder *Zähheit* sind ja in dieser Hinsicht oft kritisiert worden. Natürlich kann man versuchen, Umgangs- oder Dialektlautung im Geschriebenen wiederzugeben, auch existiert für eine Reihe von Dialekten eine Teilstandardisierung der Orthographie. Wie ein Theaterstück für das Ohnsorgtheater geschrieben wird, bleibt jedoch zu einem Teil unausweichlich der Erfindungsgabe des Autors überlassen. Um eine systematisch fassbare Varietät des geschriebenen Deutschen handelt es sich nicht.

Im zweiten Verständnis spricht man von Morphemkonstanz als „Resistenz gegenüber systematischer Lautvarianz von Morphemen“. Wir haben die Grundlagen der Wortschreibung vor allem am prototypischen Zweisilber entwickelt und gezeigt, wie im Zweisilber als Langform die Wurzeln bestimmter Charakteristika der deutschen Orthographie aufgehoben sind. In seiner wichtigsten und weitreichendsten Ausprägung besagt das morphematische Prinzip, dass alphabetische und silbische Schreibcharakteristika des Zweisilbers bei den Flexionsformen eines Wortes auch dann gewahrt bleiben, wenn die Bedingungen für ihre Einführung gar nicht vorliegen. Es genügt, ein graphematisches Merkmal über eine einzige in die Menge der Flexionsformen einzuführen und sie wird für alle mit derselben Stammform Gültigkeit erlangen. Gehen wir die oben erläuterten Schreibregularitäten unter diesem Gesichtspunkt durch.

Zweisilbige Flexionsformen des Typs *Zwerges*, *Diebe*, *Rades*, *Gänse* enthalten im Anlaut der zweiten Silbe jeweils einen stimmhaften Obstruenten, der in ihre phonographische Schreibung als *g*, *b*, *d* und *s* eingeht. Diese Grapheme bleiben auch in den Einsilbern desselben Flexionsparadigmas (z.B. der Grundform) erhalten. Alle mit Auslautverhärtung einhergehenden Veränderungen der Lautform bleiben für die Schreibung ohne Wirkung. Ob jemand sagt [tsvɛrç] oder [tsvɛrk], die Schreibung ist *Zwerg*; und ob jemand sagt [rɑ:t] oder [rɑt], die Schreibung ist *Rad*. Der Stamm behält seine Form.

Genau so verhält es sich mit dem Dehnungs-*h*. Ist es im prototypischen Zweisilber nicht vorhanden, dann auch in allen anderen Formen nicht (*Tones* – *Ton*, *schmales* – *schmal*, *quälen* – *quälst*). Ist es dagegen im Zweisilber etabliert, dann erscheint es auch sonst (*Jahres* – *Jahr*, *Uhren* – *Uhr*, *lahmes* – *lahm*, *lehren* – *gelehrt*). Sogar weitreichende Veränderungen des Stammes wie der Ablaut bei den starken Verben bleiben ohne Einfluss auf das Dehnungs-*h*. Wir haben einerseits *schwören* – *schwor*; *scheren* – *schor* und andererseits *fahren* – *fuhr*; *stehlen* – *stahl*. Lediglich wenn eine andere grundlegende Schreibregel wirksam wird, bleibt des Dehnungs-*h* auf der Strecke, etwa beim Verb *nehmen* mit den Flexionsformen *genommen* und *nimmt*.

Die Geltung der Grundregel setzt sich fort beim silbenöffnenden *h*. *Reh* ist zu beziehen auf *Rehe*, *nah* auf *nahes* und *droht* auf *drohen*. Die Übertragung des *h* hat ihre Grenze natürlich wieder bei Wörtern mit unregelmäßigen Flexionsformen, die

ihrerseits nach den geltenden Regularitäten geschrieben werden, wie bei *gehen*, *gehst*, *ging*, *gegangen* oder *ziehen*, *ziehst*, *zog*, *gezogen*. Manchmal sieht gerade das silbenöffnende *h* wie eine abweichende Dehnungsschreibung aus, so bei *Draht*. Wer nicht einfach die Regel in Zweifel zieht, sondern nach einer Erklärung sucht, wird vielleicht vermuten, dass historisch ein Bezug zu *drehen* gegeben ist.

Und schließlich die Gelenkschreibungen. Sie werden ebenfalls auf alle Flexionsformen übertragen. Das gilt für die Geminaten (*Blattes – Blatt*, *strammes – stramm*, *klappen – klappt*) genauso wie für die übrigen Gelenkschreibungen (*Ringe – Ring*, *Witzes – Witz*, *Glückes – Glück*, *Buches – Buch*, *Fische – Fisch*). Mehr ist zu diesem scheinbar so schwierigen Bereich unserer Schrift nicht zu sagen.

Das morphologische Prinzip wird häufig über die Flexionsmorphologie hinaus auf die Wortbildung ausgedehnt. Man nimmt an, dass ein Stamm in Wörtern unterschiedlicher Kategorie seine Eigenschaften bewahrt, also etwa *kühn – erkühnen – Kühnheit* oder *schön – verschönen – Schönheit*. Aber erst wenn diese Zusammenhänge geklärt sind, lässt sich die Reichweite des morphologischen Prinzips ganz ermessen. Besonders in der Fremdwortschreibung ist man gelegentlich mit vorschnellen Verallgemeinerungen bei der Hand und möchte, wie es die Neuregelung der Orthographie von 1996 vorsieht, *Tipp* wegen *tippen* und *Stopp* wegen *stoppen* mit zwei *p* schreiben. Wahrscheinlich wurden damit irreguläre Schreibungen etabliert, denn weder *Tip* noch *Stop* weist eine fundierende zweisilbige Flexionsform mit *pp* auf. Vertrauen wir ruhig dem systematischen Charakter unserer Wortschreibung, sonst werden immer wieder theoretische Einsichten wie praktische Möglichkeiten verschenkt.

Die theoretisch ebenso einfache wie elegante Stufung von phonographischen, silbischen und logographischen Regularitäten für die Wortschreibung legt vielleicht den Gedanken nahe, im Orthographieunterricht der Grundschule nach diesem Muster zu verfahren. Ein solcher Schluss wäre zumindest voreilig, schon weil die phonographischen Regularitäten selbst sich bei genauem Hinsehen als teilweise keineswegs elementar im Sinne von einfach erweisen. Man tut gut daran, das theoretische Konzept einerseits von der methodischen und didaktischen Fundierung des Orthographieunterrichts andererseits zu unterscheiden und sie in kontrollierter Weise aufeinander zu beziehen. Erst dann können sie füreinander wirklich fruchtbar werden. Der vorliegende Band DTP 5 unterscheidet aus guten Gründen die konzeptionellen Grundlagen (Kapitel B) von den Kompetenzbereichen (Kapitel C) und den Methoden (Kapitel D) des Orthographieunterrichts.

## Literatur

- Bierwisch, Manfred: Schriftstruktur und Phonologie. In: *Probleme und Ergebnisse der Psychologie* 43 (1972), 21–44
- Duden: *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch*. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag, 8. Aufl. 2009
- Dürscheid, Christa: *Einführung in die Schriftlinguistik. Ergänzt um ein Kapitel zur Typographie von Jürgen Spitzmüller*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 3. Aufl. 2006
- Eisenberg, Peter: Die Grapheme des Deutschen und ihre Beziehung zu den Phonemen. In: *Germanistische Linguistik* 93/94 (1988), 139–154. Wieder in: Hoffmann, Ludger (Hrsg.): *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin, New York: de Gruyter, 2. Aufl. 2000, 346–360
- Eisenberg, Peter: Sprachsystem und Schriftsystem. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hrsg.). *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Berlin, New York: de Gruyter 1996. 2. Halbband, 1368–1380
- Eisenberg, Peter: *Grundriss der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort*. Stuttgart, Weimar: Metzler, 4. Aufl. 2013
- Fuhrhop, Nanna: Das graphematische Wort (im Deutschen): Eine erste Annäherung. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 27 (2008), Heft 2, 189–228
- Fuhrhop, Nanna/Buchmann, Franziska: Die Längenhierarchie: Zum Bau der graphematischen Silbe. In: *Linguistische Berichte* 218 (2009), 127–156
- Fuhrhop, Nanna: *Orthografie*. Heidelberg: Winter, 3. Aufl. 2009
- Günther, Hartmut: *Schriftliche Sprache. Strukturen geschriebener Wörter und ihre Verarbeitung beim Lesen*. Tübingen: Niemeyer 1988
- IPA: *Handbook of the International Phonetic Association. A Guide to the Use of the International Phonetic Alphabet*. Cambridge: CUP 1999
- Maas, Utz: *Grundzüge der deutschen Orthographie*. Tübingen: Niemeyer 1992
- Maas, Utz: *Phonologie. Einführung in die funktionale Phonetik des Deutschen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2. Aufl. 2007
- Primus, Beatrice: Suprasegmentale Graphematik und Phonologie: Die Dehnungszeichen im Deutschen. In: *Linguistische Berichte* 181 (2000), 9–34
- Primus, Beatrice: Buchstabenkomponenten und ihre Grammatik. In: Bredel, Ursula/Günther, Hartmut (Hrsg.): *Orthographietheorie und Rechtschreibunterricht*. Tübingen: Niemeyer 2006, 5–44